

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 56 (1952-1953)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Der letzte Grossvater. Teil 19 [Ende]  
**Autor:** Diebold, Bernhard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668778>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

19

Tief zuinnerst spürte Otto einen ganz anderen «Charakter». Bekannte er sich etwa nicht zur Menschheit, wenn er als Künstler das Friedliche schuf; oder wenn er für seine Liebe alles tat und opferte? Und treu war seinem eigenen Wesen so wie der Geliebten — mehr als irgendeiner lauten Politik? War Treue nicht auch Charakter? Bestand Charakter nur aus Kampfgeschrei? Das grünseidene Freundschafts-Fähnlein der Sieben Aufrechten konnte er allerdings den Grossvätern nicht mehr mit allem Jugendjubiläum voran tragen; aber auch die neuen Fahnen der Radikalen lockten ihn nicht. Wohl konnte er sich eine Fahne denken, die in einer schrecklich blutigen Notzeit schweigend voran geschwungen wurde, wenn's einen Bösen zu bewältigen gab, der nicht mit «Politik» mehr zu bereden war: ein Banner der siebenmal hunderttausend Aufrechten der Jugend; mit einem mächtigen Kreuz, das nicht mehr nach Verein noch nach Partei aussah: ein riesengrosses Schweizerkreuz . . . Aber noch war die grosse Not nicht da und drängte nicht in Ottos Seele. Moskau oder Berlin? war für ihn keine Frage. Spanien rechts? oder Spanien links? «Herrgott, bin ich denn nicht zuallererst ein Schweizer?» Nur das Menschsein war für ihn Problem. Und als ihm gar einer einmal im Grand Guignol sein rotes Schmuck Tuch als politisches Symbol auslegte, da steckte er's nicht mehr an. Bei Rot dachte er immer noch zuerst an Liebe. Und als jetzt Zemp vom Heldentum der deutschen Flüchtlinge zu reden anhub — da träumte Otto nur von Lisbeths zitternder Flucht und ihrem märchenhaften Einfall in die Schweiz — in seine Arme.

«Uebrigens habe ich sie vor einer halben Stunde gesehen, deine Lisbeth», weckte ihn Zemp aus seinem Traum.

Otto fuhr auf: «Das kann nicht möglich sein. hast dich getäuscht.» Lisbeth war nämlich seit heute vormittag in Basel. Sie hatte Otto ihre sofort notwendige Abreise telephonisch ins Geschäft mitgeteilt. Es handle sich um eine wichtige Zusammenkunft mit einem deutschen Freunde; eine Unterredung, die die drängende Frage des Unterhalts

vielleicht im günstigsten Sinne lösen werde. Es müsse sein! Abends mit dem Elfuhr-Zug sei sie zurück . . . Otto gefiel diese Reise nicht. Ob es denn wirklich sein müsse? Seinem scherzhaften Einwand, dass sie nur nicht zu spät zur Trauung kommen möge, begegnete sie mit einem lachenden: «Selbstverständlich». Dann schnappte der Hörer ein . . . Jetzt sass Otto die Zeit abwartend mit Zemp im Grand Guignol, trieb ganze Wolkenballen von Fragen durch sein stürmisches Gehirn: was denn die Lisbeth da in Basel wieder improvisiere . . . vom Morgenzug bis elf Uhr nachts . . .? Und da warf ihm nun der Zemp ins Gesicht: er habe sie gesehen. Ganz unmöglich!

«Mit einem Herrn, ganz sicher einem Schwaben; denn er ging so kopfhoch; und ein Köfflerli trug er auch. Uebringens wa's am Bahnhofplatz.»

«War es der Lambertz, der aufdringliche Hund?»

«Ach was, den Lambertz sieht man überhaupt nicht mehr. Den haben sie vielleicht schon eingelocht, den dreckigen Spion. O nein, das war ein anderer Schwab'; ein ganz feiner mit einem Cox und einem Monocle.»

Otto ruft ausser sich: «Du hast sie verwechselt. Jetzt ist's halb acht . . . der Zug von Basel . . .» Er stockt.

Zemp reagiert auf jeglichen Protest mit Aerger in der Stimme: «Keine Rede von Verwechslung. Ich habe sie genau erkannt an den verliebten Madonnenaugen. Es war gegen sieben Uhr . . .» Jetzt lacht er laut und widerlich: «Herrjeh, sie kommt schon wieder. Denn das Fleisch ist schwach.»

Da hält es Otto nicht mehr aus im Sitzen. Er greift sich an den Hals, als müsse er dem Atem Durchlass schaffen. Schweiss tropft ihm aus den Schläfen. Was geht da vor? Was ist da los mit Basel? Er zahlt; er spricht kein Wort mehr zu dem Höhnenden, der seiner Seele Teufel und Verführer ist; und rennt davon.

Zuerst zum Bahnhof. An die Perrons. In die Wartesäle. Sucht. Findet nicht, was er damals in jener Julinacht gefunden hatte: Lisbeth, als sie vor Verelendung über ihren Koffern zusammenbrach

— Lisbeth, das Märchenwesen mit der Krone und den Seelenaugen, aus denen die Mutter sah. Unablässig stöhnte er leise ihren Namen. Gott, wenn es wahr wäre — diese zweite Flucht! Aber es ist unmöglich. Auch wenn sie ein schlechtes Mensch wäre, so ginge sie nicht so von ihm. Nicht so! Und jedenfalls nicht vor der Heirat, die doch für sie ein grosses Glück, ja eine Lebensrettung darstelle, wie sie sagte. Denn ist sie nicht ein Flüchtling, das zart hinschwebende, süsse, schöne «Mädchen aus der Fremde»? ...

Er stürmt aus dem Bahnhof. Er springt auf eine Strassenbahn. Zur Gloriastrasse, ins Atelier. Vielleicht hat sie nur einen Bekannten zur Bahn gebracht ... ist schon wieder zu Hause ... hat inzwischen ins Grand Guignol telephoniert: ob er da sei, ihr Otto? Und sie käme gleich. Sei wider Erwarten vorzeitig aus Basel zurückgekommen ... Denn die Geldsache sei erledigt ... Und das grosse Glück fange nun erst so richtig an ...

So stürmt's und brandet's durch seinen Kopf. Er keucht die vier Treppen zum Atelier hinauf. Schliesst auf ... Sie ist nicht da. Merkwürdig leer sieht die Wand mit der Türe zum kleinen Modellraum aus. Da hingen sonst am Hakengestell die Mäntel, Schäle und manches Frauenzeug. Das fehlt jetzt. Er rennt ins Modellzimmerchen, wo die Handtaschen stehen. Ihre Koffer mit den lockrufenden Hotelaffichen aus aller Welt sind nicht mehr da. Nur seine eigene, viereckige Kartonbagage steht breit und farblos wie ein grauer Block und Stein des Anstosses — ein Ballast für die Schweren, wie er selber einer ist, trotz seiner welschen Mutterkindschaft. Aber Lisbeth ist leichter; und ihre Koffer sind mobiler. Sie hat die grosse Unruhe, die nicht wie bei ihm nur wilde Wirbel erzeugt in seinem Innern, doch nichts vom Fleck bewegt im Strom des Lebens ... Nein, ihre Unrast treibt aus ihn hinaus ... weiter ... ins Meer der Welt ... ins ewig Andere ... Ach, ohne Lebewohl ...

Otto läuft zurück ins Atelier. Da, auf dem kleinen Abstelltisch, da liegt das Lebewohl. «An Otto» steht auf dem Briefe. Er reisst ihn auf. Ein metallenes Ding fällt zu Boden. Ist es das «Zeichen» — sein ewiger Brief? O nein, es ist nur ihr Atelierschlüssel ... Herrgott, sie braucht also diesen Schlüssel nicht mehr ... Vielleicht musste sie sofort, schleunigst, auf die Minute fliehen ... fliehen vor ihm unbekanntem Gefahren ... Dieser Lambertz ... wer weiss, was für Gewalten der zu vertreten hat, dieser teuflisch höfliche Herr, der bei jeder Teufelei «Verzeihung» sagt ... Das Papier

da ... es ist vielleicht ja gar kein Abschied ... Vielleicht nennt es ihm nur den Ort des Wiederfindens ... bedeutet nur eine winzige Verzögerung vor einem neuen Glück, das nach grosser Gefahr um so dankbarer und noch viel glückhafter empfunden wird ... Die Hoffnungen treiben sich ...

Jetzt hat er das Papier entfaltet; jetzt liest er: «Otto, Du wirst mich verdammen, dass ich Dich so verlasse. Aber es musste sein. Ich liebte ihn immer noch, meinen früheren Mann, so sehr ich ihn fürchtete. Er hat mich durch Lambertz bedrohen lassen. Aber das verding nicht bei mir. Doch als er selber kam, da verfiel ich ihm wieder. Ich wollte nicht, um Deinet- und um meinetwillen. Aber ich musste einfach mit ihm. Wäre ich bei Dir geblieben, so hätte ich immerfort an ihn gedacht, so wenig er's verdienen mag. Aber die Liebe ist immer stärker. Du wärest sehr unglücklich mit mir geworden, mein lieber Otto. Ich bin Deiner Güte nicht wert. Ich habe alle anderen Eigenschaften eher als die Dauer. Nur in der Liebe habe ich sie vielleicht. Ganz gegen mich. Du siehst es ja. Ich muss den Andern lieben. Verzeih mir darum. Ich schulde Dir den grössten Dank meines Lebens. Du hast mich aus der elendesten Not herausgeholt, und in Deine warme Liebe aufgenommen, die mich belebte und mir und Dir ein Glück gab — das halt nur kurz sein durfte wie ein Traum — obschon ich's anders dachte. Nun sprach des Schicksal. Und nun bin ich fort. Denk nicht zu hart über mich. Denn ich habe Dich sehr lieb, auch heute noch. Nimm noch einen Kuss von Deiner Lisbeth.»

\*

Da flog es wieder in die Fremde — das Mädchen aus der Fremde ...

Da war das Märchen aus.

#### Allerlei Abschiednehmen

Der Samstagabend läutet auch in das Gässchen der Weidmanns hinein. Die Glocken von St. Peter vernimmt man überall. Es ist bald Nacht. Im Mauerwinkel brennt schon die Laterne. Aber das Polenkind ist noch im Freien und will hier Abschied nehmen von seinen guten Nachbarn. Denn seine Mutter reist soeben wieder einmal weiter, nachdem sie die neue Saison am Pfautheater, ob günstigerer Bindungen anderswo, gar nicht erst abgewartet hat. Sie wird in einer Viertelstunde fertig gepackt haben, und im Auto eines stattlich aus-

sehenden Herrn, das drüben im Zeltweg wartet, davonfahren. Und natürlich fährt der kleine Raoul auch mit.

Jetzt nimmt er Abschied. Beim Buchbinder muss er noch einmal polnisch deklamierend «den Galöri» machen. «Bravo Raoul», ruft Rüegg, «du wirst noch einmal so ein Künstler wie deine Mama.» Und er schenkt ihm ein papierenes Schweizerfähnchen; «zum Andenken an den Herrn Eidgenossen Rüegg». Er sprach es hochdeutsch aus. Den Fuhrmann Koller will der Kleine auch noch einmal sprechen, um noch ein einziges Mal zu sehen, wie der Alte seine riesengrosse Nickeluhr an der Kette in ein gefülltes Bierglas taucht und dann mit schwanker Stimme dazu raunt: «Das ist die beste Uhr der Welt. Denn die ist hier- und wasserdicht.» Das will das Polenkind vor seinem Abschied aus der Schweiz noch einmal hören; und auch den Garibaldi-Gesang vom Grossvater Weidmann. Aber Raoul findet weder den Koller noch den Grossvater in ihren Räumen. Die beiden alten Männer sind im Stall, da hinten beim Alten Fritz.

Denn der alte Gaul will nun nach neunzehn Lebensjahren endlich sterben. Will nicht einmal mehr dem Rüegg sein Freiluftkanapee zur Plattenstrasse hinauftransportieren. Gar nichts will er mehr. Er liegt ganz flach auf der Spreu, und zittert nur mit dem einen Hinterbein. Man hat ihn die letzten Jahre nicht mehr liegen sehen; immer stand er, aus Sterbensangst, er könne sich vom Boden nie mehr erheben. Jetzt aber musste er liegen, unerbittlich. Es schnaubt erbärmlich aus dem Blasebalg des Brustkorbs. Die Rippen wogen kämpfend auf und ab. Die Augen starren furchtbar gross.

Das Polenkind sieht's zwischen den Hosen des Fuhrmanns hindurch, der dem Schimmel bald den Bauch und bald die rosa Nüstern streichelt, durch die er röchelt und schnauft und dampft in die kalte Herbstluft, als würde wirklich der letzte Dampf und Atem abgelassen aus dieser lebendigen Pferdekraft und Arbeitsmaschine heraus. Der Fuhrmann ist ganz verstört. Er wechselt grauenvolle Flüche mit ganz zarten, nie von ihm gehörten Kosetönen, mit denen er zu seinem alten Weggenossen «Fritzli» sagt.

«Ist er krank?» fragt das dünne Stimmchen des Polenkindes.

«Gang zum Tüfel!» herrscht es der Koller an; denn er braucht nun alle seine karge Liebe für die letzten Minuten des Alten Fritz.

Da zieht der Grossvater Weidmann das Bübchen aus der offenen Stalltür heraus; und während's

im Samstagabend immer noch heftig läutet und predigt in der Luft, fragt der Alte das Kind: «Also wohin gehst jetzt auch du du kleiner Hösi?»

«Nach Mährisch-Ostrau», sagt das Kind. Und fügt sofort hinzu: «Sing mir doch einmal noch den Garibaldi.»

Der Grossvater streichelt ihn den Kopf: das ginge nicht, wo jetzt der Alte Fritz da drüben so krank und furchtbar alt sei, dass er wohl sterben müsse. Da könne man wahrhaftig keine lustigen Lieder singen. Der Raoul kenne ja das Lied jetzt gut genug; und er solle es einmal da drüben in Mährisch-Ostrau den Böhmen oder Polen, oder was sie da schon seien, vorsingen, und dabei an den Grossvater Weidmann denken.

Ja, das wolle es tun, sagte das Polenkind. Dann trippelte es gleich davon und winkte mit dem Schweizerfähnchen. Aber vor Rüeggs Ecke rannte es noch einmal zurück; ergriff mit beiden Händen die magere Hand des Grossvaters und küsste sie . . . was wohl ein Schweizerkind, mit grösserer Scham der Seele, kaum so innig getan hätte. Und wenn es der Grossvater auch ungehörig fand, so tat's ihm dennoch wohl, dass so ein kleines fremdes Stück Jugend mit so viel Liebesüberschwang von seinem trockenen Alter Abschied nahm.

Und da drüben im Stall starb eben der Alte Fritz. Die Samstagsglocken läuteten immer noch. Der Fuhrmann Koller aber fluchte grässlich: «Ich cha das chaibe Lüüte nüme g'höre.» Denn er fühlte sich von Gott verlassen.

Der alte Gottlieb Weidmann blieb im Steinernen Winkel. Das Projekt frass nur den Vorder-Trakt der Zuberbühlers und der Rüeggs. Dort wird gar bald die Spitzhacke wüten . . . Aber die Linden und Kastanien über Hämigs Garten rauschten und grüntem weiter. Auch das Benjaminchen, das junge Birkenbäumchen bei der Tanne drüben, das immer seinen eigenen hellen Frühling schimmert. Nur die kranke Ulme ging ein und konnte einfach nicht mehr leben, trotz aller Gärtnerkunst.

Es kam nicht alles so traurig, wie's der Grossvater gedacht hatte. Auf seinem Apostelgesicht glätteten sich die Falten, die es sich vom vielen Rechnen gezogen hatte. Es blickte wieder ruhig aus den müden, aber immer lichterem Augen. Der Arnold heiratete seine Liebste, so dass sie keine «Mätresse» mehr war. Die Gertrud aber bekam zu seiner grossen Ueberraschung und zu Grossmutter's Stolz den «jungen Vuillemin».

Und die Gräfin war fort! war wieder in der Fremde da, wo sie ein für allemal hingehörte — und hatte das Unglück mit sich fortgenommen auf die lange Strasse ihrer holden Unrast. Der Otto war allerdings auch weit weg. Mit hundertfünfzig Franken zog er nach Paris, um irgend etwas zu wagen — so wie die Lisbeth wagte. Ja, den Weg ins Freie hatte sie ihm immerhin gewiesen und geöffnet. Sie war ein Traum. Nicht wie der abgestorbenen Wirklichkeit — wie einem Märchen weinte er ihr nach ... Uebrigens zog auch das Negerli nach Paris. Vielleicht war's Zufall.

Otto hatte sich noch von allen verabschiedet. Er war nicht einfach heimlich davongegangen wie ein Dieb oder ein Flüchtling, trotz allem Stolz und aller Scham. Und sprach dem Sinn nach etwa diese Worte: «Ich muss einmal die weite Fremde gesehen haben, bevor ich alles Kleine bei uns zu Hause wieder lieben kann. Wir jungen Schweizer

suchen alle irgend etwas Neues. Den alten Tramp hält keiner von uns aus. Wir sind zu jung dazu. Wir wollen die Welt probieren. Und vielleicht kehrt man wieder einmal heim und findet in der alten seine neue Heimat. Aber jetzt habe ich die Unrast und muss weg. Und ich ertrage lieber Hunger als die satte Ruhe.» So ging er, nachdem er den Alten und dem Vater, der Schwester und dem Koller noch gut und recht die Hand gedrückt hatte, so dass man in einem schönen Frieden schied.

Da dachte der Grossvater die Weisheit vom Hauptmann Nabholz: Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz. Sie sucht sich selber eins, und will dann darnach leben. Und diese Erkenntnis beschwichtigte den alten Streit in seinem Innern und gab ihm Milde und Ruhe.

Ende

